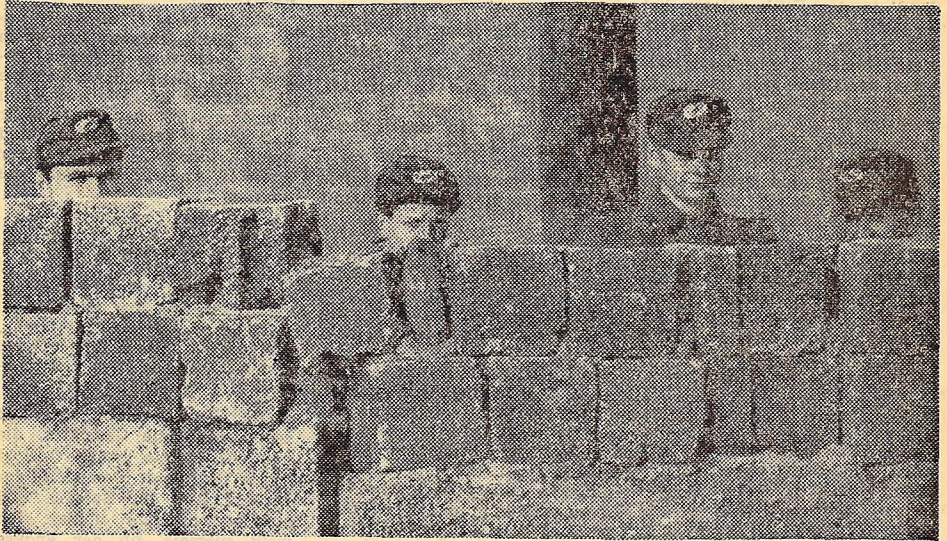


„Wir tragen zwei Gesichter“

Bericht eines Zonenbesuchers



Das Geheimnis des unsichtbaren Drucks

Erst jetzt, am Ende meiner Reise, weiß ich die Lösung des Rätsels, das mich die ganze Zeit verfolgt. Ich kenne jetzt das Geheimnis des unsichtbaren Drucks, der über dem Lande liegt. Und es sind nicht die Gegner des Regimes, sondern seine Anhänger, die das Rätsel für mich lösten. Ein Parteimann erklärte mir, daß ich unrecht habe, es gäbe gar keine Depression. „Unsere Menschen sind politisch geschult und verfolgen das politische Geschehen anders als die Westdeutschen, die nur ans Geldverdienenden und Geldausgeben denken. Wir sehen die Dinge politisch, und wenn nicht alles glatt geht, was ja mal vorkommen kann, so machen wir uns eben Sorgen. Ich selbst habe manchmal

trübe Stimmungen, und es dauert Tage, bis ich mich wieder fange. Wir haben es schwer. Unter dem Druck von Westdeutschland müssen wir oft bestimmte Dinge tun, die wir sonst gar nicht tun würden, nur weil wir irgendwie reagieren müssen. Druck erzeugt Gegen- druck, und es ist der Gegen- druck, den man spürt.“

Ein anderer SED-Mann erklärt mir ganz offen, in der Vergangenheit habe man „vielleicht zu oft“ die Sowjetunion kopiert. „Heutzutage wissen wir, daß wir unsere eigenen Wege gehen müssen.“ Zwei anwesende Parteigenossen sehen ihn scharf an, und er sagt schnell, vielleicht zu schnell, „das soll natürlich nicht heißen, daß unsere Wege anders sind. Im

Prinzip ist es dasselbe.“ Nachher sagt er gar nichts mehr.

Aber die klarste Erklärung gibt mir ein anderer Parteimann — einer jener, die aus Idealismus zur SED kamen und jetzt die Enttäuschungen vieler Idealisten durchmachen. Er ist der einzige, der zugibt, mein erster Instinkt war richtig. Ja, es gibt eine fühlbare Depression hier, „man könnte sie fast zwischen den Händen halten“. Die Ursache?

„Nicht die Monotonie des täglichen Lebens oder die Diktatur der Normen oder die Nähe von Westdeutschland oder der Mangel an Luxusgütern. Das alles trägt dazu bei, aber die wirkliche Ursache liegt ganz woanders.“

Die Unsicherheit macht einen fertig

Er macht eine Pause. Es fällt ihm nicht leicht zu sprechen. „Die Ursache liegt in der ständigen Unsicherheit. In den vergangenen zwanzig Jahren haben wir alle gelernt, daß, was gestern noch Dogma war, morgen Anathema sein kann. Was vor einem Jahr verboten war, ist heute die richtige Linie.

Bevor man ‚Neues Deutschland‘ in der Früh gelesen hat — nicht beim Kaffee, so nebenbei, wie man drüben Zeitungen liest, sondern aufmerksam zwischen den Linien, um nur nichts zu verpassen, es geht ja um wichtige Dinge —, ist man niemals sicher, daß man richtig liegt. Diese Unsicherheit macht einen fertig, sie schafft eine richtige Psychose. Keiner ist immun dagegen. Mein Chef leidet darunter und sein Chef ebenso. Je höher man sitzt, um so tiefer kann man fallen. Kann man sicher sein, daß etwas, was man vor Jahren gesagt hat oder getan hat (oder was man hätte sagen oder tun wollen), einem nicht den Kragen bricht?“

„Man kann nicht atmen“

„Die Menschen hier haben ein gutes Gedächtnis. Es wird alles protokolliert. Keiner führt ein Leben ohne Tadel. Morgen schon wird man mich vielleicht fragen, warum und wieso. Ich weiß nicht einmal, ob ich beobachtet werde. Ich glaube es nicht — aber kann ich sicher sein? Nach ein paar Jahren dieser ständigen Unsicherheit fühlt man, daß es nicht weitergeht. Man braucht frische Luft, man kann nicht atmen. Man möchte schreien und hat Angst, den Mund zu öffnen.“

„Die Lachenden und die Roboter“

Er zuckt die Achseln — die symptomatische Gebärde der Hoffnungslosigkeit. Und er erzählt mir von seinem kürzlichen Besuch in Polen. Er kam mit Menschen zusammen, denen es materiell schlechter geht als vielen Ostdeutschen. „Sie sind arm, wirklich arm. Aber sie lachen, sie haben ihren Patriotismus, sie sind stolz, Polen zu sein, sie sind Menschen. Sie leben. Haben Sie die seltsame

Leblosigkeit so vieler Menschen hier bemerkt? Als ob es Roboter wären, die automatisch machen, was ein anderer befehlt.“

Es ist ein Paradox, daß das Regime den Menschen soziale Sicherheit gibt und gleichzeitig emotionelle Unsicherheit. Die Menschen fühlen sich zu unsicher, um die unleugbaren sozialen Vorteile zu genießen. Nur wenigen Bevölkerungsgruppen ist das gelungen. Der Jugend, die vorurteilsfrei und ohne Erinnerung an das Gestern ist, sich mit den neuen Dingen freut, der neuen Schallplatte, dem neuen Motorrad.

Allerdings gibt es schon viele Leute hier, die gar nicht damit

zufrieden sind, daß man hier mehr Motorräder erzeugt als in Westdeutschland; man sollte lieber, so wie drüben, mehr Kleinautos erzeugen — und fahren. Aber der Wartburg mit Zweitaktmotor kostet gegen 15 000 Mark, und die Wartezeit ist jetzt über zwei Jahre. Und die primitiven Menschen sind auch zufrieden — die Leute, denen die neue Wohnung, der neue Fernsehapparat, die billige Ferienreise genügen, die keine höheren Bedürfnisse haben.

Die SED-Parteimitglieder gehören nicht, wie man annehmen würde, zu den durchaus zufriedenen Gruppen. Mehr als einmal höre ich, wie ein Mann mit dem Abzeichen sagt: „Wir haben mehr Verantwortung und mehr Pflichten, aber weniger Freuden und Freiheit als die anderen.“

Protokolle — Protokolle

Im Ostberliner Kabarett „Die Distel“ sah ich einen Sketch, der das undankbare Los des geplagten Parteimannes ironisiert. Und ich erinnere mich an einen solchen Parteimann, der politisch die Verantwortung für die Menschen in seinem Wohnkomplex hat. Zu seinen Parteipflichten gehört es, regelmäßig „Hausversammlungen“ abzuhalten, bei denen über Mißstände diskutiert wird, und er soll darüber Protokoll führen. Dieser SED-Mann weiß, daß die Hausbewohner die Hausversammlungen hassen. Und die Bewohner wissen, daß ihr SED-Mann nicht ein sehr „scharfer“ ist.

Aber Protokolle muß es geben, und so schreibt er detaillierte Protokolle von Versammlungen, die nicht stattgefunden haben und hofft, daß ihn keiner der Bewohner denunzieren wird. Aber Sorgen hat er doch. Kann man überhaupt einem Menschen noch trauen?

„Das Schrecklichste von allem“, sagt ein Mann, der, wie die meisten Menschen, nichts übrig hat für Regime, „das Schrecklichste ist unsere Doppelgesichtigkeit. Wir alle tragen zwei Gesichter. Eines für draußen, wenn andere Menschen uns sehen, und ein zweites,

wenn wir mit uns allein sind. Wir merken es gar nicht mehr, daß wir von einem Gesicht zum anderen umschalten, automatisch, im Unterbewußtsein.

Die Gesichter, die Sie hier sehen, sind die Gesichter, die man zeigt. Das zweite Gesicht sehen Sie nicht. Das sieht der Mensch nur im Spiegel und auch dann nicht immer. Ich weiß niemals, ob der andere wirklich meint, was er sagt, oder ob er nur etwas sagt, weil er will, daß ich es höre.

Das Doppelgesicht ist uns zur zweiten Natur geworden. Nach einigen Jahren kann man sich ins Gesicht schauen. Verstehen Sie jetzt, warum wir alle deprimiert sind? Das wahre Gesicht dieses Landes ist das Doppelgesicht.“

In Ulbrichts Gästehaus

Die letzte Nacht meiner Reise verbringe ich im Gästehaus der Regierung am Thälmannplatz in Ost-Berlin. Die Hotels waren alle besetzt, aber die Herren vom IOB haben mich mit sprichwörtlicher Zuverlässigkeit hier im Gästehaus untergebracht, als wäre ich ein authentischer VIP-Very Important Person.

Was des Sozialisten Herz begehrt

Dicke Teppiche, gedämpfte Stimmen, breite Freitreppen, große Kristallspiegel, dunkle Vorhänge. Die Mischung von Fin-de-siècle-Eleganz und modernistischem Dekor, die man in der Moskauer Untergrundbahn, den neuen Botschaftspalästen der Volksrepubliken und den schwarzen Regierungsautos mit Spitzenvorhängen findet.

Ein SED-Mann, mit dem ich kürzlich darüber sprach, sagte: „Das dauert nicht mehr lange. Die alten Revolutionäre hängen an dem überlebten Kram — den Spitzenvorhängen, Zimmerpalmen, Kristalllüstern. Wir jungen Kommunisten wollen alles modern, einfach, funktionell.“

Aber dieses Haus ist noch für die alte Garde eingerichtet, die sich hier bestimmt wohl fühlt, unter den Symbolen einer pseudobürgerlichen Eleganz, die im bürgerlichen Westen bereits überlebt ist. Es ist alles da, was das sozialistische Herz begehrt — moderne Möbel, ein Überfluß an Handtüchern und Kleiderhaken wie in einem guten amerikanischen Hotel, ein Schreibtisch und ein weißes Telefon. Ein mütterlich aussehendes Zimmermädchen fragt nach mei-

nen Wünschen, was in Amerika keine Chambermaid mehr macht. Die Fenster meines Zimmers gehen nach dem Westen. Die Mauer muß ganz nahe sein. Ich kann die Leuchtbuchstaben auf dem Dach des Wolkenkratzer in der Kochstraße sehen. Vor zwei Wochen — ich kann es kaum glauben — stand ich drüben und blickte nach dem Osten. In meiner wildesten Phantasie hätte ich nicht daran gedacht, daß ich eines Nachts hier stehen würde.

Fenster nach dem Westen

Es ist unheimlich still, und diese Stille erhöht das Gefühl der Unwirklichkeit. Vielleicht ist das alles gar nicht wahr. Vielleicht ist das Haus nur eine Kulisse, und jeden Augenblick wird der Vorhang aufgehen, und ich stehe in der Mitte einer großen Bühne, und um das Haus herum sind die Komparsen gruppiert, wie die Chöre im griechischen Drama — verhärt, bleich, mit der seltsamen Leblosigkeit in den Augen und dem monotonen Klang der Stimmen, den ich jetzt fast zwei Wochen gehört habe. Das ganze Stück heißt vielleicht „Deutschland 1984“ und wird von einem

Super-Felsenstein brillant inszeniert.

Ich stehe noch immer am Fenster. Drüben im Westen sind die Lichter eines Hauses, in dem ein Freund arbeitet. Ich könnte das weiße Telefon abheben und versuchen, ihn anzurufen. Aber der Anruf müßte dann wohl über ein neutrales Land geleitet werden, wahrscheinlich über Stockholm, es würde Stunden dauern, die Verbindung zu bekommen. In Welfmar machte ich einen Anruf nach Westfalen, dringend, mit doppelter Gebühr, und es dauerte drei Stunden.... Ich könnte auch einen Freund in Ost-Berlin anrufen — ganz einfach, bitte nur zu wählen — und ihn zum Essen einladen. Ich habe ihn schon lange nicht gesehen; er hatte gewisse Schwierigkeiten und meidet nun jeden Kontakt mit dem Westen. In diesem gastlichen Hause könnten wir uns ungestört unterhalten, nach der alten chinesischen Weisheit: „Am Fuße des Leuchtturms ist es dunkel.“

Ich tue es doch nicht und gehe allein in den Speisesaal. Es sind nur wenige Gäste da, man hört Russisch, Tschechisch, eine skandinavische Sprache und auch Deutsch. Die Bedienung ist ausgezeichnet, und das Essen — Krebschwänze in Mayonnaise mit Toast (4.20 Mark) und



Leuchtschrift am Hochhaus in der Kochstraße

Filetgulasch mit Pilzen und Kartoffelpüree (5.85 Mark) — könnte in West-Berlin nicht besser sein. Die Weinkarte empfiehlt Binger Rochuskapelle, Rheinessen und einen guten, leichten bulgarischen Rotwein, der an Bordeaux erinnert. Dieses Restaurant ist Preisstufe III, also nicht Luxusklasse.

Später, als ich wieder ins Zimmer komme, sind die Leuchtbuchstaben in der Kochstraße erloschen. Unter mir liegt der Thälmannplatz, dunkel und verlassen. Hie und da ein Autobus, ein einzelnes Auto, aber keine Menschen. In dem Regierungsgebäude gegenüber brennen noch einige Lichter: Die Bürokratie ruht niemals und nirgendwo. Ich kann die Stelle sehen, wo einmal Hitlers Reichskanzlei stand. In dem unterirdischen Bunker wurde am 30. April 1945 der letzte Akt der Super-Wagnerianischen „Götterdämmerung“ gespielt. Ohne Musik. Bis vor wenigen Jahren lag dort ein großer Trümmerberg, der jetzt fortgeschafft ist. Der Bunker, die Mauer, und ich im Gästehaus — es ist alles wie in einem surrealistischen Film.

Am folgenden Tag bitte ich den Betreuer und die Herren vom IOB zum Mittagessen, um ihnen für die gastliche Aufnahme zu danken. Man hat mir alles gezeigt, was ich sehen wollte, und vielleicht hörte ich etwas mehr, als ich hören sollte. Wenn mein Eindruck zwiespältig ist, so liegt das an der inneren Zwiespältigkeit dieses Landes.

Man will wissen, was mir am besten gefallen und am meisten mißfallen hat, und das führt uns, vom ersten Wodka an, in die dialektische Auseinandersetzung, die auch nach der zweiten Tasse Kaffee noch nicht beendet ist. Wir erwarten gar nicht, daß wir uns einigen können; immerhin kommen wir alle doch zur Ansicht, daß wir anderer Ansicht sein können, was schon ein bedeutender Fortschritt ist. Abschließend sage ich, daß das Wasser zwischen hüben und drüben sehr tief geworden ist. Das betretene Schweigen, das meinen Worten folgt, ist beredter als alle Dialektik.

An der Kreuzung, wo es links zur Französischen Straße geht

und rechts zum Checkpoint Charlie, reißt etwas plötzlich in mir. Anstatt nach links, fahre ich nach rechts, wie unter Hypnose. Ich habe auf einmal das Gefühl, daß ich nicht mehr atmen kann, keine Luft bekomme. Die grauen Wolken liegen tief, und die Depression erdrückt mich. Ich will nichts mehr hören und sehen, keine Gespräche mehr führen, keine Notizen mehr machen; Ich will fort von hier! Die Briefmarken kauf' ich das nächste Mal beim Markenhändler. Ich kann einfach nicht mehr. Ich habe meine Norm erfüllt.

Slalom am Checkpoint

Die Vopos beim Checkpoint sind höflich, schauen nur flüchtig in den Kofferraum meines Autos, verlangen nicht, daß ich den Koffer öffne. Das Visum

ist noch einen Tag gültig, man fragt mich, ob ich es behalten will. Ich danke. Dann sitze ich wieder im Auto und fahre langsam im Checkpoint Slalom um die Betonhindernisse, auf die Mauer zu. Ich gebe den Kontrollzettel ab, die letzte Barriere geht hoch. Ich fahre ganz langsam, fast genießerisch durch die Mauer, zurück in die westliche Welt.

Sieht er die Menschen und Verhältnisse in der Zone richtig?

Teilen Sie uns bitte auf ein Ansichts- oder Postkarte mit falschem Absender Ihre Meinung unter Angabe des Fundortes dieses Blattes mit. Ihre Mitteilung wollen Sie bitte an: Karl Grosse, Berlin 42, Strelitzstraße 266, richten.

Österreicher sind begehrte Heiratskandidaten im Ostblock

Der Eiserner Vorhang, den die Tschechoslowakei und Ungarn an Österreichs Grenzen errichteten, ist nicht weniger dicht und grausam als die Zonengrenze, die Deutschland willkürlich in zwei Teile teilt.

Die Chancen, eine Ausreisegenehmigung zu bekommen, sind für einen Tschechen oder Ungarn heute ebenso gering wie für einen Bewohner der Sowjetzone, besonders aber, wenn es sich um junge Leute handelt, die das Regime als Arbeitskräfte braucht. Seit kurzem jedoch wird von den kommunistischen Behörden für ein Ausreisevisum nach Österreich ein Dokument anerkannt, das eigentlich gar nicht so schwer zu bekommen ist — der Trauschein! Allerdings beschränkt sich dieses Privileg auf das „schwächere Geschlecht“. Wenn eine Tschechoslowakin oder Ungarin mit einem Österreicher vor dem Standesbeamten ihres Heimatortes getraut wird, so bekommt sie — wie die Praxis der letzten Monate beweist — in der Regel nach zwei bis vier Monaten Paß und Ausreisegenehmigung nach Österreich.

Angefangen hat es eigentlich damit, daß im November 1963

die tschechoslowakische Grenze und wenig später auch die ungarische Grenze für Wochenendbesucher aus Österreich geöffnet wurden. Besonders die Wiener machten seither ausgiebig von der Möglichkeit Gebrauch, ohne besondere Grenzformalitäten einen Blick hinter den Eisernen Vorhang zu tun. Natürlich blieb es dabei nicht aus, daß junge Österreicher in Restaurants und Tanzlokalen auch mit den Töchtern des Gastlandes in Berührung kamen.

Die ersten Ehen wurden gleichsam „auf Verdacht“ geschlossen, denn am Anfang wußte ja noch keine dieser jungen Frauen, ob sich ihr Glück nicht nur auf die Wochenenden beschränken würde, an denen ihr Mann aus Österreich ohne Formalitäten über die Grenze kommen dürfte. Seit es sich jedoch herumgesprochen hat, daß der Weg zum Standesamt in die Freiheit führt, sind die österreichischen Wochenendtouristen zu begehrten Heiratskandidaten geworden. In den letzten drei Monaten des vergangenen Jahres wurden allein in Preßburg neun Ehen zwischen Slowakinnen und Österreichern geschlossen.